



WALTER M. WEISS

Zwischen Babylon und
Heiligem Land
Syrische Aussichten

Picus Reportagen

Mehr noch als das Bild der meisten anderen islamischen Staaten setzt sich jenes, das die westliche Öffentlichkeit von Syrien hat, aus einigen wenigen historischen Namen und vielen, von politischen Aktualitäten geprägten Klischees zusammen. Dabei ist diese zentrale Region des »fruchtbaren Halbmonds«, wo Arabiens Wüste und das Mittelmeer einander berühren, seit Jahrtausenden das Land der Begegnungen schlechthin. Kaum eine Religion und Kultur der Alten Welt, die an dem Schnittpunkt von Orient und Okzident nicht Spuren hinterlassen hätte: Hethiter, Assyrer und Babylonier, Aramäer, Araber, Perser, Hellenen, Römer, Parther, Byzantiner, frühe Christen, Muslime, Kreuzritter und, in jüngerer Vergangenheit, Briten und Franzosen. In diesem Land entstanden die ersten festen Siedlungen der Menschheit. Hier wurden die älteste Sprachüberlieferung und das älteste Alphabet sowie die älteste Notenschrift entdeckt.

Auf seinen mäandrierenden Reisen zwischen Euphrat und Mittelmeer, den Hängen des Taurus und dem Hauran macht Orientkenner Walter M. Weiss das Phänomen Syrien in seinen vielen Facetten erfahrbar: Er lädt zu Spaziergängen durch die schönsten Basare und Beduindörfer, zu Fahrten auf die Golanhöhen und an die türkische und irakische Grenze. Legendäre Moscheen und Tempel, Kirchen, Klöster und Kastelle erkundet er und verliert sich mit Lust in den labyrinthischen Herzen sagenumwobener Städte wie Damaskus und Aleppo.

Picus Reportagen

Inhalt

Die Perle des Morgenlands

Über die spirituelle Bedeutung von Damaskus 9

Damaszener Perspektiven

*Visiten bei Alawiten und Christen, im
Nationalmuseum und beim Großmufti* 15

Front- und Satellitenstaat im Umbruch

Faktensplitter zur syrischen Zeitgeschichte 26

Im Innersten der Hauptstadt

*Fundstücke zwischen Glaube, Kunsthandwerk und
Wissenschaft* 33

Ein Flüchtling, der hilft

Eine palästinensische Karriere in Syrien 48

Die Vernunft des Herzens

Über das Zusammenleben in der arabischen Altstadt 52

Ein hassenswerter Beruf

Gedanken einer syrischen Journalistin 56

Nach dem Erlaubten streben

Ein Koran- und Arabisch-Schüler aus dem Westen 61

Die Elixiere des Männeralltags

Kleiner Exkurs über Kaffee und Cafés 66

Schwere Kost

Syriens kulinarische Traditionen auf dem Prüfstand 71

Mit den Fingern schreien

*Eine Parlamentarierin über das Schreiben, die
Frauenfrage und den Frieden* 75

Copyright © 2004 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien
Alle Rechte vorbehalten
Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien
Umschlagabbildung: © Kurt-Michael Westermann
Druck und Verarbeitung: Remaprint, Wien
ISBN 3-85452-796-9

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter
www.picus.at

In den Fußstapfen von Kain, Abel und Jesus	
<i>Nach Maalula, Quneitra und ins Tal des Barada</i>	81
Lawrences österreichischer Gegenspieler	
<i>Alois Musils Mission zwischen Euphrat, Mittelmeer und Rotem Meer</i>	87
In Syriens äußersten Süden	
<i>Auf den Spuren der Hedschas-Bahn nach Bosra</i>	92
Im Land der Drusen	
<i>Begegnungen mit einer kämpferischen Sekte</i>	99
Von Burg zu Burg	
<i>Entlang der Küste und ins Hinterland</i>	107
Im Mekka der Händler	
<i>Streifzüge durch das Herz von Aleppo</i>	122
Das Baron Hotel	
<i>Zu Gast in Aleppos glorreicher Vergangenheit</i>	134
Von Schafexperten und Säulenheiligen	
<i>Zum Simeonskloster und in den Belus</i>	139
Den Fluss entlang und in die Felder	
<i>Durch das Euphrat-Tal von Meskene bis Abu Kamal ..</i>	146
Mit dem Scheich in die Wüste	
<i>Zu Besuch bei den Beduinen vom Stamm der Sbaa</i>	156
Im Reiche Zenobias und Baals	
<i>Ein Fest in der legendären Oasenstadt Palmyra</i>	164

Die Perle des Morgenlands

Über die spirituelle Bedeutung von Damaskus

»Diamant der Wüste«, »Braut der Erde«, »Perle des Morgenlands«, »Mutter aller Städte« oder *al-Fahya*, »die Duftende« – unzählig und über alle Maßen schwärmerisch sind die Lobpreisungen, mit denen Dichter und Reisende Damaskus im Laufe seiner vieltausendjährigen Vergangenheit bedacht haben. Ein Grund dafür mag die spezielle Gunst seiner Lage sein: Die Stadt ist von einem riesigen, überaus fruchtbaren Oasenhain, der so genannten »Ghuta«, umgeben und durch den Fluss Barada, der sich kurz vor ihrer Grenze in sieben Arme teilt, das ganze Jahr über mit frischem Wasser aus dem Antilibanon versorgt.

Doch der Prophet Mohammed wird vermutlich nicht nur die landschaftlichen Reize des Ortes im Sinn gehabt haben, als er sich, auf einer seiner Handelsreisen den heutigen Vorort Qaddam erreichend, beim Anblick der Obstgärten und Kanäle weigerte weiterzugehen, um nicht »vor dem himmlischen Paradies ein anderes, irdisches zu betreten«. Sein Ausspruch lässt sich mindestens ebenso sehr auf die spirituelle Bedeutung des Ortes beziehen. Dimashq asch-Scham gilt in der sunnitischen Tradition nach Mekka, Medina, Jerusalem – und gemeinsam mit Kairouan im heutigen Tunesien – als viertheiligste Stadt des Islam. Doch ist sie auch schon mit vielen Legenden aus biblischen Zeiten verbunden. So sollen etwa auf dem

Hausberg Djebel Qasiyun Abraham geboren und Moses begraben sein. In einer seiner unzähligen Höhlen, der »Bluthöhle« Magharat ad-Dam, hat angeblich Kain seinen Bruder Abel erschlagen, und haben sowohl Abraham und Moses als auch Lot und Hiob gebetet. Und im Vorort Dschobar, rund vier Kilometer östlich der Altstadt, verehrt die ansässige jüdische Gemeinde einen Ort, an dem einst jene Synagoge stand, in der Elias den Elischa zum Propheten berief.

Auch Christen finden viel Verehrungswürdiges: So soll in zwei weiteren Höhlen über der Stadt der Erzengel Gabriel erschienen sein, beziehungsweise die heilige Maria Zuflucht gefunden haben. In den Mauern der Stadt hat sich Saulus zu Paulus gewandelt. In der Großen Moschee ruht das Haupt von Johannes dem Täufer und an deren ältestem, dem so genannten »Weißen« Minarett wird, so ist prophezeit, dereinst Jesus herabsteigen, um den Antichrist ad-Dschallal zu töten.

Von alles überragender Bedeutung ist – um auf den Islam zurückzukommen – Damaskus in der Vorstellungswelt der sufischen Derwische, jener Mystiker, die die esoterischen Aspekte von Mohammeds Lehre in den Vordergrund ihres Fühlens und Denkens stellen. Diese »Gottessucher« leben, in etlichen Derwisch-Bruderschaften vereint, vor allem im Bezirk Salihiye am Fuß des Djebel Qasiyun. Denn dort, wo zahlreiche Heilige und Propheten begraben sind, sei es, sagen sie, besonders verdienstreich und wirkungsvoll, durch Gebete Allahs Segen zu erbitten. Nach islamisch-sufischem Verständnis haben seit Adam 124.000 Propheten auf Erden gelebt – unter ihnen einige we-

nige mit besonders hohem Bewusstsein wie Moses, Noah, Abraham und Jesus. Deren endgültig Letzter sei Mohammed gewesen. Diese Propheten, die Mittler zwischen Menschheit und Gott, lenken gemeinsam unser aller Geschicke und berufen zu diesem Zweck regelmäßig eine Art Parlament ein. Sitz dieses für Nicht-Eingeweihte selbstverständlich unsichtbaren Gremiums ist Damaskus. Gleichsam sein Präsident ist Khedr, bekannt auch als das »Grüne Gesicht« (dem unter anderem Gustav Meyrinck einen Roman widmete). Khedr, diese Inkarnation eines jahrtausendealten semitischen Mythos, die gelegentlich auch mit Elias identifiziert wird, taucht angeblich immer wieder an verschiedenen Orten von Damaskus auf. Er gilt als von Allah dazu auserkoren, bis zum Ende der Zeiten zu leben. So erklärt sich auch die Weissagung, die heutige syrische Hauptstadt werde dereinst beim Weltuntergang als einziger Ort auf Erden verschont.

In verdünnter Form ist dieser komplexe Glaube bis heute in breiten Kreisen der Bevölkerung lebendig. Noch vor einer Generation galt es für fromme Neuankömmlinge als unumgänglich, vor der Stadtmauer das Grab von Scheich Arslan, des Schutzpatrons der Stadt, aufzusuchen und ihn um sein Einverständnis für den Aufenthalt zu bitten. Und auch heute sind viele Damaszener überzeugt, dass in ihrer Mitte, als biedere Bürger getarnt, zahlreiche verborgene Heilige leben. Unter älteren Einwohnern legendär ist der 1962 verstorbene Scheich Harun, von Brotberuf ein simpler Steinmetz, der aber, wie es ein Buchautor jüngst formulierte, »mit dem Gummiband seiner Hose zu telefonieren und mit seinem Urin einen Auto-

motor anzutreiben verstand«. Erwiesenermaßen fragten viele einflussreiche Politiker und Geschäftsleute den äußerlich unscheinbaren Mann gern um Rat. Dieser Volksfrömmigkeit kann man bis heute vielerorts begegnen. Besonders intensiv im schon erwähnten Vorort Salihiye. Der mit einem deutlich frischeren und gesünderen Klima als die Altstadt gesegnete Bezirk entstand im Kern Mitte des 12. Jahrhunderts. Damals siedelte Nur ed-Din, ein mächtiger Herrscher aus dem Geschlecht der Zengiden, Flüchtlinge aus dem von den Kreuzfahrern besetzten Jerusalem hier oben an. Die idyllische Atmosphäre – es war eine Art Gartensiedlung entstanden – zog rasch Mystiker und Gelehrte an. Unter den Aijubiden, im 13. Jahrhundert, ließen spirituell eingestellte Herrscher mehrere *medresen*, Koranschulen, errichten und in etlichen Fällen sich selbst nahebei begraben.

Unser allererster Weg, gleich nach der nächtlichen Landung in Damaskus, führt uns, noch in der Morgendämmerung, hinauf nach Salihiye. Und zwar zur Grabmoschee Scheich Muhi ed-Din Ibn el-Arabis. Ein moslemischer Freund, der als Gottessucher seit langem den Pfad der Mystik geht, hat uns noch daheim ans Herz gelegt, gleich nach der Ankunft den Geist des großen Philosophen und Heiligen um Segen für unseren Aufenthalt zu bitten. Der Moscheekomplex dient einer uralten Tradition gemäß auch als Sozialzentrum und Armenküche. Schon so früh am Morgen herrscht emsiges Treiben. Das Mausoleum, ein kleiner, von Muranolustern und Neonröhren erleuchteter Souterrainraum, ist voller Betender. Einige flehen besonders inbrünstig um Hilfe. Sie

pressen ihre Lippen an das Glas, das den mit grünem Tuch bedeckten Sarkophag vor Berührungen schützt. Nebenan hält Scheich Zuker seinen allmorgendlichen Unterricht ab. Der Geistliche, dessen Familie direkt vom Prophetenenkel Hussein abstammen soll, gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Koranrezitation. Wer immer will, kann ihm übungshalber Verse vortragen und bekommt Tonlage, Länge und Aussprache der einzelnen Buchstaben und Worte kostenlos korrigiert.

Man kredenzt köstlichen Tee. Er ist, wie uns der Gehilfe des Scheichs zuflüstert, mit getrockneten Zitronenblättern versetzt. Im benachbarten großen Gebetsaal vollziehen ein paar Dutzend Männer derweil eine *zikr*, das Ritual der Gotteserinnerung. Sie haben sich schon nach dem ersten Gebetsruf zwecks gemeinsamer Meditation hier versammelt. Als wir auf sie stoßen, sind sie bereits tief in Trance getaucht, tanzen, einen Kreis bildend und die Arme einander um die Schultern gelegt, eine Art sakralen Sirtaki. Die Augen geschlossen, die Lippen halb geöffnet, schwingen sie ihre Köpfe im dumpfen Rhythmus einer Trommel. *La ilaha illa Allah* – die vom Vorbeter mit kehlicher Stimme intonierte und von den Betenden endlos wiederholte Bezeugung Gottes, die Rezitation seiner 99 Namen, hat sich bereits in ein stoßweises Stöhnen verwandelt. Die Männer atmen heftig. Während wir am Tee nippen und gebannt das Geschehen beobachten, rücken sie nach und nach noch enger zusammen, beginnen in den Knien zu wippen, mit ihren Oberkörpern synchron vor, zurück und zur Seite zu pendeln. Schneller und schneller schwingen und stöhnen

und wippen sie, röcheln, verschmelzen zu einem großen, zuckenden Ganzen. Plötzlich, am Höhepunkt des Rausches, brechen sie ab. Die Trommel verstummt. Die Gläubigen taumeln ein wenig, setzen sich. Ein paar tiefe Seufzer noch. Dann herrschen Erschöpfung, Ruhe, postekstatisches Glück.

Damaszener Perspektiven

Visiten bei Alawiten und Christen, im Nationalmuseum und beim Großmufti

In der Abenddämmerung auf den Djebel Qasiyun, den heiligen Hausberg der Damaszener: Als Erstes sticht uns der blinkende Antennenwald ins Auge, den die Armee auf dem Gipfel gepflanzt hat. Entlang der notdürftig beleuchteten Aussichtsstraße parken die Autos der unverheirateten Paare, denen die Gesellschaft unten im Tal das Zusammensein verbietet. Ein Streit trübt die Stimmung. An einem der Imbissstände haben wir, um uns aufzuwärmen, Tee und Kekse bestellt. Nun sollen wir dafür das mittlere Wochengehalt eines syrischen Staatsbeamten bezahlen. Das Stadtpanorama ist trotzdem grandios. Damaskus liegt wie auf dem Servierteller unter uns. Wir orientieren uns mit dem Plan in der Hand: direkt uns zu Füßen, an den steilen Berghang geklebt, Salihiyeh und das Viertel der kurdischen Zuwanderer, Rukn ed-Din; dahinter die deutlich dunklere Altstadt mit der in Scheinwerferlicht getauchten Omaidjen-Moschee; am Horizont der Flughafen, das Lager Jarmuk und der grüne Palmenkranz der Ghuta-Oase. Weiter im Westen die Nobelbezirke Malki und Abu Rumaneh, der Omaidjen-Platz mit dem neuen pompösen Nationaltheater; im Hintergrund, Richtung Beirut und Golan, die Apartmentsilos und Villen der Vorstadt Mezze. Von dort, auf halber Strecke zur Zitadelle, zeigen die beiden schlanken Mina-

rette des Tekkiye-Komplexes in den Himmel. Unmittelbar daneben erspäht man das Nationalmuseum. Und über all dem, auf einem Hügel, der trutzige Tishreen-Palast des Präsidenten. Es heißt, der mit saudischem Geld und japanischem Know-how errichtete Klotz aus Glas und Beton stehe bis heute leer, weil der oberste Führer, wie schon sein Vater, lieber in einem unauffälligen Wohnhaus im Diplomatenviertel residiere.

Am nächsten Morgen: eine Wanderung kreuz und quer durch die Neustadt. Parlament, Zentralbank, Boutiquen, Devisenhotels. In den Fußgängerzonen und auf den Boulevards zeigt sich eine seltsame Mischung aus beinahe pariserischer »Elegance« und sozialistischer Unästhetik. Kaum vorstellbar, dass auf den großen Plätzen vor gar nicht langer Zeit noch öffentlich »Feinde der arabischen Nation« gehenkt wurden.

Die Konterfeis des Präsidenten Bashar Assad und seines nach dreißigjähriger Herrschaft im Jahr 2000 verstorbenen Vaters sind allgegenwärtig. Sie hängen in jedem Büro und Schaufenster, kleben an den meisten Autoheckscheiben. Gar nicht so selten stößt man auch noch auf Bilder von Bashars älterem Bruder, der ursprünglich als Präsident vorgesehen war, 1994 jedoch auf mysteriöse Weise in seinem Luxusportwagen verunglückte. Die Bevölkerung, hat man uns diskret erklärt, folge mit solchen Dekorationen »Empfehlungen« der Baath-Partei und der Geheimpolizei. Doch die notgedrungene Huldigung ist, so fühlt man bei Gesprächen, gepaart mit echter Bewunderung für die mittlerweile fünfunddreißig Jahre lang erwiesene Schläue, Umsicht und auch Härte des Assad-Clans.

Die Assads sind Alawiten. Diese früher auch Nusairier genannte, schiitisch okkulte Sekte spaltete sich im 9. Jahrhundert von den Ismaeliten ab und hängt seither einem der Außenwelt rätselhaften Mystizismus an. Ihre Mitglieder verehren etwa eine durch Prophet Mohammed, dessen Schwiegersohn Ali und einen geheimnisvollen Perser namens Salman al-Farisi verkörperte göttliche Dreieinigkeit. Ferner glauben sie nach Art der Inder an eine seelische Wiedergeburt. Ein enger Kreis von Eingeweihten, deren Würde erblich ist, sorgt dafür, dass nur ihresgleichen das *bab*, das Tor zur Kenntnis der Lehre, passiert. Die Osmanen betrachteten die Alawiten als Ketzer und verfolgten sie. Die Franzosen hingegen wandten eine alte Kolonialherrenregel an, indem sie der kleinen, unterdrückten Minderheit den Weg in die Armee öffneten. Deshalb sitzt dieses ehemals macht- und mittellose Bergvolk, dessen Anteil an der Bevölkerung nur zwölf Prozent beträgt, seit Gründung der Syrischen Republik bis heute an so vielen Hebeln der Macht und stellt seit 1970 sogar den Staatspräsidenten.

Ich erinnere mich an einen Besuch im Sommer 1995 in Qardaha, dem Heimatdorf der Assads. Wir waren von der Küste auf einer überbreiten, von Laternen und Wimpeln gesäumten Autobahn angereist. Auf den Hügeln des Ortes empfingen uns pompöse, von Betonwällen umgebene Villen, in den Tälern reihenweise Wohnsilos im Rohbau, hie und da eine *ziara*, ein grün überkuppeltes Heiligengrab. Der junge Wohlstand im Kernland der Alawiten war unübersehbar. Im Jahr davor hatte man in Qardaha Basil al-Assad mit allen Ehren beigesetzt. Am Eingang zu seiner Grabstätte er-

hob sich ein Denkmal in Form eines überdimensionalen Schwerts. Daran montiert war ein buntes Gemälde, das den Verstorbenen zeigte, wie er auf einem weißen Pferd gen Himmel stürmt, derweil sein Vater und sein Volk ihm von der Erde aus den letzten Gruß erweisen. Damals hatte uns ein Zeremonienmeister in schwarzem Anzug willkommen heißen, arabischen Kaffee und ein Gästebuch gereicht. Dann hatten wir das Mausoleum, einen achteckigen Pavillon aus Stahlrohr und Glas, betreten dürfen. Vom Band ertönten Trauergesänge. Der Sarg war von Weihrauchschwaden umhüllt, mit grünem Tuch drapiert und mit Blumen geschmückt. Neben ihm war für die Tränen der Gäste in Griffnähe eine große Schachtel voller Papiertaschentücher gestanden.

Noch heute, fast zehn Jahre später, finden wir hier in Damaskus, in der Port-Said-Straße, ein Geschäft, in dem man für seine Briefftasche nicht nur Passfotos von Bashar und Hafiz, sondern auch von Basil kaufen kann. Ganz in der Nähe, am Eingang zum berühmten 24-Stunden-Restaurant Abu Kamal, bietet ein Schuhputzer seine Dienste an. Er ist alt und knorrig, fast zahnlos und kahl, jongliert aber mit seinen Tuben, Bürsten und Lappen, als stünde er vor großem Publikum auf einer Bühne. Die Vorstellung dauert pro Paar Schuhe mindestens zwanzig Minuten. Seine Gewissenhaftigkeit hat bei aller augenzwinkernden Artistik etwas Berührendes. Das Geringste mit größtmöglicher Perfektion tun. Ein Lehrbeispiel.

An den Straßenkreuzungen stehen Männer, die Zigaretten und Lotteriescheine verkaufen. Es sind Arbeitslose, die in keiner Statistik aufscheinen. Die Einwohnerzahl von Damaskus ist binnen

einer Generation von fünfhunderttausend auf offiziell zweieinhalb Millionen explodiert. Ein sozialer Vulkan. Rund vierzig Prozent der Erwerbstätigen sind im öffentlichen Sektor beschäftigt, beim Militär oder einem der etwa zehn Geheimdienste, in Verwaltung oder Industrie. Weil sie von ihrem Gehalt nicht leben können, gehen die meisten mehreren Nebenjobs nach. Was mit den überschüssigen Arbeitskräften geschieht, wenn die Privatisierung der Wirtschaft, die das Regime in den letzten Jahren zögernd eingeleitet hat, erst einmal richtig greift?

Die Besichtigung des Nationalmuseums: Der Mann an der Kassa bedauert, weder einen Katalog noch Plan der Schauräume anbieten zu können. Derzeit sei beides vergriffen. Im Sommer, vielleicht, werde nachgedruckt. Wir insistieren. »Mon Dieu, le grand musée de Damas, pas de plan? Impossible!« Man bittet uns ein Zimmer weiter, zum Direktor. Der blättert, vor sich auf dem Stahlrohrschreibtisch ein Bakelit-Telefon und ein Glas Tee, gerade gelangweilt in einer libanesischen Illustrierten. Kein einziges Schriftstück oder Arbeitsutensil beeinträchtigt die eindrucksvolle Leere seines Büros. Er habe, wie er mehrfach betont, in den fünfziger Jahren an der Sorbonne studiert, aber derzeit leider auch keinerlei schriftliche Informationen über die Sammlungen vorliegen. Ob er sich der Absurdität seiner Auskunft bewusst ist?

Das Museum birgt die Quintessenz syrischer Grabungsgeschichte. 4500 Jahre alte Beterstatuetten aus Mari mit weit aufgerissenen hypnotisierenden Augen aus Lapislazuli, Tontafeln aus Ugarit, Keramik aus Raqqa, phönizisches Glas, Mosaik, Marmorsarkophage und Skulpturen aus

Palmyra und dem Hauran. Und als Glanzstück: die Synagoge von Dura-Europos aus dem 3. Jahrhundert mit ihrem alttestamentarischen Freskenzyklus. Moses, David, Esther, Jakob, Esau ... Nirgendwo sonst haben die Kinder Israels das ihnen auferlegte göttliche Gebot, sich kein Bild zu machen, auf solch anmutige Weise umgangen. Nebenan steht die von Sinan, dem Meisterarchitekten der Osmanen, erbaute Tekkiye. Süleyman der Prchtige hat den Komplex aus Klosterzellen, Küchen, Speisesälen und Moschee zum Wohle der Mekka-Pilger und Derwische gestiftet. Heute ist er teilweise zum Militärmuseum degradiert. Eigener und von den Israelis erbeuteter Waffenschrott, sozialistische Schlachtengemälde voller Flaggen, Feuerbälle und westwärts stürmender Freiheitskämpfer. Tiefendes Siegerpathos. Als hätten für das Land nicht alle drei bisherigen großen Kriege mit dem zionistischen Feind im Fiasko geendet. Bereits Mitte der neunziger Jahre soll Präsident Assad dem deutschen Außenminister gegenüber gestanden haben, er sei der Feindschaft zu Israel endgültig müde und hoffe ernsthaft auf ihr baldiges Ende.

Wir schlendern über die nach Syriens erstem gewählten Präsidenten benannte Avenue Schukri al-Quwatli zum Hotel Semiramis. Erinnerung an die achtziger Jahre, die Zeit des irakisch-iranischen Gemetzels, als das Teheraner Regime jeder Märtyrerwitwe eine Pilgerfahrt zu den schiitischen Heiligtümern im befreundeten Damaskus spendierte. Die Fenster des Hotels waren damals mit Khomeini-Postern verklebt, seine düsteren Zimmer mit Matratzen ausgelegt und die Straßen der Umgebung von flatternden *tschadors* umflort,

die fledermaushafte Freudlosigkeit verströmten. Mittlerweile hat man das Semiramis mit bunten Badezimmerfliesen verkleidet und in einen luxuriösen Fünf-Sterne-Kasten verwandelt. In seinem Nightclub lassen Nacht für Nacht Bauchtänzerinnen ihre nackten Nabel kreisen.

Auf der Place Merdje steht eine mit Drähten umwickelte Bronzesäule, die man anlässlich der Inbetriebnahme der Telegrafenerleitung nach Medina errichtet hat. In einem der umliegenden Billig-hotels haben wir vor Jahren eine durchwachte, peinvolle Moskitonacht verbracht. Wir nehmen ein Taxi, einen knallgelben, verbeulten Studebaker. Hinter dem Lenkrad ein selig grinsender Freak. Er raucht Kette und filterlos, ein unsäglich stinkendes Kraut. Aus seinem Radio quillt ein akustischer Brei aus jammernden Flöten, Lauten und Stimmen. Wahnsinn, Frohsinn. Jene Euphorie stellt sich ein, die nur manche Filme Federico Fellinis und einige orientalische Altstädte auszulösen vermögen.

An der Midhat-Pasha-Straße, wie jene Gerade Straße an ihrem Beginn heißt, die die Damaszener Altstadt in West-Ost-Richtung durchschneidet und schon seit der Römerzeit bis heute als Via Recta bekannt ist, findet der Textilmarkt statt. Menschenmassen, vornehmlich in Palästinenser-tücher gehüllt, wühlen auf dem Trottoir in Haufen gebrauchter Kleider. Vor der schwarzweiß gestreiften Fassade der Sinan-Pascha-Moschee bieten mit Schaufeln und Maurerkellen bewehrte Tagelöhner ihre Arbeitskraft feil. Fahrradfahrer kämpfen voll Todesverachtung gegen den Autostrom. Blutige Köpfe von Kamelen versperren, an Fleischerhaken baumelnd, Passanten den Weg.

Damaszener Stadtverkehr – Machtspiele um Millimeter, Basargetümmel. Die Fahrzeuge auf den Straßen sind immer noch wunderbar anachronistisch. Der private Autoimport ist seit Jahrzehnten verboten und der Staat hat seine spärlichen Devisen stets anderswo gebraucht. Es wimmelt von Fossilien – Opel Kapitän, Ford Taunus, Buckel-Volvo, Austin, Morris, Borgward Isabella und allerlei amerikanische Fünfziger-Jahre-Schlitten. Teilweise sind sie elendiglich klapprig, zerschrammt und verrostet, teilweise aber in makellosem Zustand. Oldtimerfans finden hier ihr Paradies.

Den Palmsonntag verbringen wir einer Einladung zum orthodoxen Festgottesdienst folgend in der Kreuzkirche im Stadtteil Qassaa. Die Abertausend Gläubigen sind elegant herausgeputzt. Selbst die Kleinkinder stecken in weißen Anzügen und Rüschenkleidchen, halten riesige Kerzen in der Hand. Nach der Kommunion das große Spektakel – die Prozession. Fanfaren, Trommelwirbel, Palmwedel, Weihrauch. Im Zentrum ein Pope, der gemessenen Schrittes eine Ikone durch die Menge trägt, und der Patriarch, der abwechselnd gütig winkt und Handküsse entgegennimmt. Die Inszenierung zieht alle in ihren Bann. Der böige, warme Frühlingwind hat eine ausgesprochen heitere, sexuell aufgeladene Stimmung ausgelöst. Allgemeines Jauchzen und Klatschen, als es Konfetti regnet und Luftballonschwärme in den blauen Himmel entschweben. Was für ein Vergnügen, die Vielfalt an Gesichtern zu studieren!

Wieder in der Altstadt klopfen wir an der Tür eines Privathauses und fragen um Erlaubnis, vom Dach den Sonnenuntergang fotografieren zu dürfen. Natürlich führt man uns Fremde durch sämt-

liche Zimmer der Wohnung hinauf, natürlich (aus der Sicht der Gastgeber) sollen wir gleich zum Abendessen bleiben. »Ahlan wa sahan, willkommen!« Immer wieder diese geradezu beschämende Herzlichkeit. Der Hausherr hat Frau und sechs Kinder und arbeitet im Tourismusgeschäft. Nebenbei läuft das Fernsehen, zuerst syrische Seifenoper, danach O. J. Simpson. Zum Dessert platzen kalifornische Beach Boys und Busenwunder aus »Baywatch« ins Zimmer. Satellitenschüsseln, erfahren wir, seien genau genommen illegal, aber die Regierung drücke derzeit – wie lange noch, wisse niemand – ein Auge zu. Der halbwüchsige Sohn entpuppt sich als Computerfan. Er beklagt, dass Internetanschlüsse strikt verboten sind. Sein Vater erzählt, er habe vor vielen Jahren ein paar Wochen lang in London gelebt. Gewiss, vieles habe ihn fasziniert. Doch das prägendste Erlebnis hatte er in der U-Bahn – einen Schock. Ein Mann sei blutüberströmt auf dem Bahnsteig gekauert und alle Passanten hätten ihn ignoriert. In Syrien, sagt er stolz, wäre der Mann sofort von freiwilligen Helfern umringt gewesen.

Freitagvormittags hält Scheich Ahmad Kuftaro in der Abu Nur-Moschee seine wöchentliche Predigt. Kuftaro ist Großmufti von Syrien und somit Oberhaupt der über vierzehn Millionen Sunniten des Landes. Mehrere Tausend von ihnen haben sich in dem monströsen Betonbau am Fuß des Djebel Qasiyun versammelt. Zu ebener Erde und im ersten Stock sitzen die Männer, eine Etage darüber, hinter Glas, die Frauen. Als ausländische Gäste bekommen wir Ehrenplätze in unmittelbarer Nähe des Rednerthrons angeboten und Kopfhörer, über die wir den arabischen Ausführungen

in makelloser englischer Simultanübersetzung werden folgen können. Seine Exzellenz der Scheich ist in den hohen Achtzigern, gebürtiger Kurde und auf Fotos oft gemeinsam mit dem Staatspräsidenten zu sehen. Er trägt einen weißen Turban und, wie es sich für eine muslimische Autorität gehört, einen ebensolchen Rauschebart. Kuftaro gilt als emsiger Förderer eines globalen, interreligiösen Dialogs. Seine Predigt ist ein mehr als einstündiger Aufruf zu sittlichem Handeln, zu Solidarität, Respekt und Wissenserwerb. Jeder Mensch, sagt er, spüre im Grunde seines Herzens, was erlaubt sei und was nicht. Wie die Katze: »Wenn du ihr Fleisch reichst, frisst sie es in aller Ruhe vor deinen Augen. Stiehlt sie es aber, flüchtet sie damit schlechten Gewissens in einen dunklen Winkel, um es hastig zu verschlingen.« Es wird viel gelacht während der Predigt. Auch Fragen der Sexualität werden erörtert, mit jener angenehmen Offenheit, die den meisten Bischöfen wohl Schamesröte ins Gesicht triebe.

Im Anschluss gewährt uns der Großmufti ein Interview. Natürlich sei, sagt er zum Auftakt, was Mohammed insgesamt erreicht habe, etwas Großartiges. Der Koran betone freilich immer wieder, dass sich seine Worte nicht nur speziell an die islamische Welt richten. Vielmehr hätten Abraham, Moses und Jesus, ja alle Propheten sinngemäß das Gleiche verkündet. Und weiter: »Der wahre Islam, sowohl seine historischen Wurzeln als auch seine Intentionen, ist den meisten Menschen leider unbekannt.« Nach den großen Botschaften befragt, nennt er beispielsweise die, allen Menschen ungeachtet ihrer Hautfarbe, Religion oder Lebensart Wissen näher zu bringen. Das Lernen und

die kostenlose Vermittlung von Wissen seien Pflicht. »Historische Quellen belegen, dass zu Zeiten der großen islamischen Reiche allen Menschen, von Samarkand im Osten bis Córdoba im Westen, der Zugang zu Wissen im selben Maße möglich war. Und sie verteilten es, indem sie es weitergaben. Auf diese Weise verschmolzen die Gläubigen damals zu einer Kultur und wurden Brüder im Geiste. Der größte Vorteil, den der Islam brachte, war die Universalität seiner Botschaft. Er vereinte die Bürger Indonesiens mit jenen Marokkos.« Die Religion Gottes, schwärmt der altehrwürdige Mann, sei wie das Wasser. Regne es, würden überall Leben und Erfrischung spendet. Vermische sich das Regenwasser aber mit dem Schmutz der Menschen, führe dies zu Krankheiten, ja oft gar zum Tod. In diesem Sinne hätten sich in die Religionen Gottes eine Menge menschlicher Missinterpretationen gemengt. »Sie haben an Schönheit und Brillanz verloren. Aber trotz dieser ihrem Wesen fremden Elemente haben das Christentum, das Judentum und der Islam ihre ewige Gültigkeit bis heute bewahrt.« Würde man sie mithilfe der Massenmedien von diesen Entstellungen reinigen, könnte, so schließt er, kein menschliches Wesen auf der ganzen Welt sie ablehnen. Niemand könnte dann anders, als nach ihren Prinzipien zu leben.

Front- und Satellitenstaat im Umbruch

Faktensplitter zur syrischen Zeitgeschichte

Als George Bush senior 1991, am Höhepunkt der Krise um die Invasion Kuwaits, die Operation Desert Storm in die Wege leitete, lautete eine der entscheidenden Fragen: Würde sich Syriens damaliger Langzeitpräsident Hafiz al-Assad, der ob seiner politischen Schläue und Hartnäckigkeit in diplomatischen Kreisen nicht ohne Grund als »Fuchs von Damaskus« firmierte, der anti-irakischen Allianz anschließen? In der Vergangenheit hatte sich Syrien, jenes Land, in dem die Wiege des arabischen Nationalismus stand, stets als der Frontstaat gegen Israel verstanden und damit indirekt auch als Widersacher der USA und von deren Interessen im Nahen Osten. Es hatte etliche Kriege gefochten (1948, 1967, 1973 und ab 1976 immer wieder im Libanon), mehrere Hunderttausend palästinensische Flüchtlinge aufgenommen und deren radikalen Führern nicht nur eine temporäre Heimat, sondern auch eine Plattform geboten, von der aus sie propagandistisch und zeitweise auch sehr »tatkräftig« gegen den zionistischen Erzfeind agieren konnten. Und im irakisch-iranischen Krieg hatte das Damaszener Regime aufgrund der in der Pionierzeit der Baath-Partei wurzelnden Rivalität zu Bagdad (in den sechziger Jahren war es zur Spaltung dieser 1943 in Syrien gegründeten, panarabischen Organisation und zur Bildung eines irakischen Zweiges gekommen) für

Teheran Partei ergriffen. Woraufhin die Golfstaaten sowie alle anderen arabischen Brüder für zehn Jahre sämtliche Zahlungen an Syrien, die bis dahin kontinuierlich erfolgt waren, einstellten und die USA das Land in die Liste jener Staaten aufnahmen, die den weltweiten Terrorismus fördern. Eine zweite Zäsur hatte der Zusammenbruch der Sowjetunion mit sich gebracht. Syrien war für die kommunistische Supermacht lange Zeit der einzige Verbündete im Nahen Osten gewesen und hatte von ihr regelmäßig Finanzhilfe empfangen. Dieser Sonderstatus und die daraus resultierenden engen Bande zu den osteuropäischen Satellitenstaaten hatten auch dazu geführt, dass der Großteil der Anlagen für die Schwerindustrie und die Infrastruktur – Kraftwerke, Eisenbahnen, Raffinerien et cetera – aus dem Ostblock kamen und nicht eben dem modernsten Standard entsprachen. Die im Land praktizierte Planwirtschaft tat ein Übriges, gebar sie doch einen aufgeblähten Beamtenapparat und, im Produktionsbereich, ein hohes Maß an Ineffizienz. Dann, als die unabhängig gewordenen Ostblockstaaten und auch Russland selbst auf die Rückzahlung der einst großzügig gewährten Kredite pochten, wurden die Devisen knapp – ein Missstand, den die neu entdeckten, beachtlichen Erdöl- und Erdgasvorkommen in der Gegend um Deir ez-Zor zwar lindern, aber nicht beheben konnten. Zudem belasteten die exorbitanten Ausgaben für Armee und Sicherheitsdienste, aber auch die Subventionen für Grundnahrungsmittel und Brennstoff den Staatshaushalt enorm.

Saddam Husseins Einmarsch in Kuwait kam Hafiz al-Assad demnach in zweifacher Hinsicht

